

Wolltet sich wohl einer von euch so verächtlich und elend machen als dieser? Das glaube ich doch nicht. Auf eine Lüge gehört ein Backenschlag, sagten unsere Vorfahren. Ihr sollt deswegen nicht gleich die Lügen so handgreiflich rächen, wie es unsere Alten thaten, sondern nur dadurch lernen, daß nichts abscheulicheres und unanständigeres sey, als das Lügen.

Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Mit diesem Sprichworte pflegte immer David Drabeil seine Dummheit und Unwissenheit zu entschuldigen, so wie es viele giebt, die unsere gebräuchliche Sprichwörter ganz verkehrt anwenden. Er blieb aber auch Zeitlebens ein Dummkopf, ohngeachtet er Schulen und Universitäten besucht hatte. Denn leider ist der Nürnbergische Trichter noch in keines Menschen Händen, um die Gelehrsamkeit oder andere nöthigen Kenntnisse in den Kopf hinein zu trichtern. Zwar war er ein wenig einfältig, aber seine Faulheit und Trägheit war doch am meisten Schuld, daß er gar nichts lernte. Auch das wirkte bey ihm nicht, daß seine Mitschüler ihn immer aufzogen. So machte ihn einmal einer weiß, er müßte sich trepaniren lassen, wenn er etwas lernen wollte, und er war einfältig genug, dieses zu glauben. Er bat sich von dem Lehrer, der über ihn

ihn besonders die Aufsicht hatte, 2 Groschen aus, um sich von dem Feldscheer trepaniren zu lassen, weil sein Kopf nicht alles das fassen könne, was er doch lernen müsse. Raun konnte sich der Lehrer des Lachens enthalten. Nachdem er ihn nun erklärt hatte, was trepaniren heiße, so erschrock er selbst über seine Einfalt. Der Lehrer gab ihm noch überdieß einen Verweis, daß er nicht aufmerksamer wäre. „Ich habe ja das kürzlich erst erklärt, sagte er, allein du giebst auf nichts Acht. Du wirst ein unglücklicher Mensch werden, wenn du dich nicht mehr anstrengst.“ Alle Ermahnungen und Erinnerungen aber, waren so gut als in Wind geredet. Auf Universitäten lernte er noch weniger, als auf Schulen, wo er durch eine genauere Aufsicht noch zum Lernen angehalten wurde. Er studirte die Theologie, wurde auch wirklich Candidat, blieb aber das allgemeine Gespötte und Gelächter der Stadt, und suchte vergebens um ein Amt nach.

„Was soll denn aber das Sprichwort: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, bedeuten? fragte Gottfried. Es soll nur so viel bedeuten, antwortete ihm der Lehrer, daß es nicht immer gut ist, daß wir alles wissen, nämlich, wenn es uns Verdruß oder Aerger, oder irgend ein Uebel zuziehen kann. Es ist besser, man verschweigt etwas, das einen andern alterirt, wie man spricht, oder ohne Noth unangenehme Empfindungen verursacht.“

sacht. Ein Reisender kam einmal spät in einem Gasthose an, und wurde vom Hunger sehr geplagt. In der Eile wußten sie nichts zu machen, als ein Stück Fisch, der leicht zu sieden ist. Der Wirth hatte einen Ual stehen, ließ ihn aus dem Fischkasten hohlen, die eine Hälfte sieden, und die andere legte er einstweilen zurück, und salzte sie ein, um sie zum weitern Gebrauche aufzuheben. Der Fremde ließ es sich wohl schmecken, und reiste des andern Tages ab. Als der Wirth den nämlichen Tag, wieder einen Ual gekauft hatte, und nun in den Fischkasten thun wollte, so fand er zu seinem Erstaunen den Ual noch darinnen. Er erkundigte sich bey seiner Frau, ob sie etwa auch einen gekauft, aber sie wollte nichts wissen. Er hohlte also aus dem Topfe die andere Hälfte heraus, und fand zu seinem noch größern Erstaunen, daß es die Hälfte einer Schlange war.

Gottfried. Einer Schlange? Ich dachte die Schlangen wären giftig.

Lehrer. Bey uns nicht. Es ist das ein Vorurtheil. Doch soll es einige Arten geben, die giftig sind, wie man das von einer gewissen Schlange sagt, die sich in Böhmen aufhalten soll, der Pfeif-Schlange, ich glaube so heißt sie. Ein Mädchen suchte einmal Brombeere im Walde, und wurde plötzlich von einer solchen Schlange in den Hals gebissen. Es schrie gewaltig, aber kaum kamen ihm

ihm seine Gespiellinnen zur Hülfe, als es schon todt war. Ihr Gift muß also sehr tödtend seyn, denn sonst pflegten die Menschen von dem Biß einer giftigen Schlange nicht gleich zu sterben. In andern Ländern giebt es viele dergleichen, wie z. B. die böse Klapperschlange, gewisse giftige Eydexsen, wie es eine auf dem Cap geben soll, deren Biß einen unheilbaren Aussatz, der erst nach Verlauf eines halben oder ganzen Jahres mit dem Tode aufhöre, verursachen soll. Die Zottentoten nennen sie r'Geitge. Besonders ist es aber, daß die Wilden in Afrika und Amerika die giftigen Schlangen essen, ohne daß sie ihnen schaden. Das Gift thut im Magen, also von innen, gar keinen Schaden, sondern nur, wenn es von aussen, durch einen Biß in den Körper oder in das Blut eindringt. Das wissen auch die Wilden. Sie bestreichen daher ihre Pfeile mit dergleichen Gift, um ihre Feinde, es mögen Menschen oder Thiere seyn, damit zu tödten.

Gottfr. Nun! der Fremde?

Lehrer. Der Fremde befand sich noch sehr wohl, als er ohngefähr ein Jahr darauf wieder in den nämlichen Gasthof kam. Der Wirth freute sich seines Wohlsenns, und fragte ihn: wie ihm das letztemal der Aal geschmeckt habe? „Gut, war die Antwort. Aber warum fragen Sie eben darnach?“ Der Wirth war einfältig genug, das Geheimniß, daß er

Zeit lebens hätte gegen ihn verschweigen sollen, zu entdecken. Der Fremde erschrock so sehr darüber, daß er am ganzen Leibe zitterte, sich auf sein Pferd setzte, und krank nach Hause kam. Er lebte nur noch ein paar Monate und starb.

Gottfr. Aber die Schlange hatte ihm ja nichts geschadet, warum erschrock er denn so?

Lehrer. Vermuthlich starb er an Einbildungen, welche die Menschen oft tödten, oder sehr krank machen können. Der Wirth hätte doch besser gehandelt, wenn er davon stille geschwiegen hätte.

Gottfr. Ich würde auch keine Schlange mit Appetit essen.

Lehrer. Unstreitig, weil du schon sehr gegen sie eingenommen bist. Du hast gehört, daß die Wilden sie mit Vergnügen essen, so wie andere bey uns an Froschkeilen, Schnecken, Austern und andern Sachen, die mancher kaum sehen kann, eine Ergötslichkeit finden.

Gottfr. Wie war denn aber der Wirth zur Schlange gekommen?

Lehrer. Man sagt, daß sich die Schlangen und Aalen miteinander begatten. Wie sie in den Fischkasten gekommen ist, weiß ich dir nicht zu sagen. Sie kann durch ein Loch hineingetrochen seyn. Mir ist diese Geschichte zwar für wahr erzählt worden, aber gesetzt, sie wäre es nicht, so beweist sie wenigstens, daß es nicht immer gut für einen andern sey, ihm

ihm alles zu sagen, zumal wenn er von Vorurtheilen eingenommen ist, und es irgend eine Speise betrifft, vor welcher er sich scheuet.

Gottfried. Noch eine Geschichte. —

Lehrer. Friedrich Gutmann wurde immer von einem andern Knaben, Namens Wunderlich, beleidigt, ohne daß er wußte, warum? Den jeder Gelegenheit suchte dieser an jenen zu kommen; allein er war zu vernünftig Wunderlichs Beleidigungen zu erwiedern. Einst kam ein sogenannter Achselträger, (eine Art Menschen, die um eines kleinen Vorteils willen ihren besten Freund verrathen würden) der es sich zum besondern Vergnügen machte, alles nur mögliche, was er etwa gehört, andern zuzutragen, um sich das Ansehn zu geben, als wäre er ein Freund von ihm, zu Gutmannen, und erzählte ihm, was Wunderlich alles Böses von ihm gesagt hätte. „Ich will es nicht wissen,“ antworte dieser: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Durch dein Zureden machst du die Sache nur immer ärger.“ Er hatte Recht. Blos dieser war an der Feindschaft schuld, die zwischen beyden herrschte. Wunderlich war empfindlich, und fieng daher jederzeit die Beleidigung an, und blos Gutmanns Nachgiebigkeit verhinderte, daß nicht zwischen ihnen Gewaltthätigkeiten ausbrachen. Es ist daher besser, man verschweigt gegen seine Freunde und Bekannten die Lästerungen und übeln Nachreden, welche man von ihnen höret,

wenn sie weiter keinen Schaden anrichten, und vertheidigt sie lieber, welches aber doch auch mit Sanftmuth geschehen muß, weil sonst leicht der andere noch erbitterter wird.

(Die letztere Erinnerung war für Gottfriedens besonders heilsam und nützlich, weil er auch gerne alle Worte, die vorfielen, andern wieder erzählte, und man sich bey jeder Klage, die vor den Lehrer kam, auf ihn berief. Doch muß ich zu seinem Ruhme sagen: daß er den Wink des Lehrers verstund, und von der Zeit an nicht mehr alles ausplauderte.)

Das Sprichwort, was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, ist aber auch eine Erinnerung für diejenigen, die gern alle Geheimnisse in den Familien ausspähen, und zum Schaden derselbigen bekannt machen, eine Erinnerung für die Neugierigen und Horcher. Sie werden aber auch für ihre Neugierde bestraft.

„Ach! ich weiß es, sagte Gottfried, wie so Manche, die auch horchten, übel dabei wegstamen. Ich habe solche Geschichten in der Kinderbibliothek gelesen.“

Wenn auch, fuhr der Lehrer fort, die unzeitige Neugierde nicht immer gleich auf der Stelle bestraft wird, so ist es doch ein sehr manstündiges Betragen, wenn man andern Menschen alle Worte ablauern, und ihre Gedanken gleichsam erhaschen will. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, sagte Drebnil immer: allein, der bekümmerte sich um gar nichts

nichts in der Welt. Das ist auch falsch. Die Begierde, immer etwas neues zu wissen, und zu erfahren, hat jeder Mensch von Natur. Und alle die Triebe und Neigungen, die uns Gott in unsere Natur gelegt hat, sind gut und vortreflich, nur müssen sie ordentlich geleitet werden. Z. B. von Natur haben wir alle Furcht, sie ist auch den Thieren eigen, selbst den stärksten.

Gottfr. Warum denn das?

Lehrer. Damit jedes Geschöpfe desto besser für die Erhaltung seines Lebens Sorge tragen soll. Wenn die Furcht aber in den Menschen zu stark wird, so kann sie ihn leicht ums Leben bringen. — So ist zwar die Neugierde an und für sich selbst nicht sträflich, sie wird es aber, wenn sie zur Unzeit befriediget wird, wie es jenem neugierigen Knaben gieng, der seiner Neugierde wegen bald um seine Nase kam?

Gottfr. Um seine Nase?

Lehrer. Ja freylich, hast du denn nichts von der Geschichte gehört, die sich vor kurzem in Tennstädt zugetragen hat?

Gottfr. Nein, ich kann mich nichts erinnern, erzählen Sie sie uns doch?

Lehrer. Wenn ich wüßte, daß ihr daraus etwas Nütliches lernen, und durch euer künftiges Betragen zu erkennen gebet, daß dergleichen Erzählungen nicht bloß eure Wis-
be

begierde befriedigten, sondern auch Aenderung eurer Gesinnung hervorbrächte, so würde ich mir eine Freude daraus machen.

Gottfr. Ach ja! lieber Lehrer, wir wollen uns auch rechte Mühe geben, daß wir darnach thun. Erzählen Sie uns nur. —

Lehrer. Franz Hintertbür, der Sohn eines Dorfbaders, wurde oft so sehr von der Neugierde geplagt, daß er des Abends unter den Häusern stehen blieb, und die Leute in den Stuben behorchte, um zu erfahren, was sie miteinander sprächen? Er lauschte auch wohl zum Fenster hinein, wo die Stuben niedrig genug waren, um zu sehen, wer darinne sey, und was die Leute vornähmen. Alles, was er nun da gesehen und gehört hatte, trug er eilend nach Hause, und erzählte es dem Gesinde, das bey seinem Vater in Diensten stand. Kein Mensch wußte, wie es zugienge, daß der Magd des Baders alles so haarklein bekannt war, sogar das, was unter vier Augen gesprochen wurde. Einige Leute meinten gar, es wäre Zauberey, und der Teufel müßte mit im Spiele seyn. Aber durch einen besondern Vorfall erklärte sich endlich das ganze Geheimniß von selbst. Sein Vater, der Bader, bekam einmal Besuch von einem seiner Freunde, der ihn nach der gewöhnlichen Begrüßung bat, mit ihm allein zu sprechen. Sehr wohl, sagte der Bader, wir wollen ins Gartenhaus gehen, da sind wir ganz allein —
und

und Beyde begaben sich gleich darauf ins Gartenhaus. Kaum hatte Franz die Bitte des Gastes vernommen, als sogleich seine Neugierde erwachte, und den unglücklichen Entschluß hervorbrachte, seinen Vater zu behorchen. Er schlich sich in den Garten, kroch hinter den Spalieren weg, und kam so ganz unbemerkt zum Gartenhaus; er gieng ganz leise der Treppe hinauf, und verbarg sich hinter der Thür der Stube, in welcher sich sein Vater mit dem Gaste befand. Er konnte alles sehr deutlich hören, was Beyde miteinander sprachen; aber seine Neugierde war hierdurch noch nicht genug befriediget, er wollte gern den Gast in den Augen haben. Er steckte also seine Nase, so weit er konnte, hinten zwischen die Deffnung der Thüre, um in den Winkel der Stube, wo sich beyde befanden, sehen zu können. Die Thür knarrte, und der Vater, der Franzens Neugierde aus vielfältigen Erfahrungen gar wohl kannte, gieng hin, und machte hastig die Thür zu. Als sich auf einmal ein klägliches Geschrey erhob: Ach, meine Nase! meine Nase! — Du, was giebts? sprach der Vater, indem er die Thür eröffnete. „Ach Vater! meine Nase, meine Nase! — zwischen der Thür — gesteckt.“ Der Vater, dem vor Schrecken Arm und Beine zitterten, erkannte gar bald, was vorgefallen seyn möchte. Er fand, daß die Nase ganz zerquetscht war. Ach Gott! schrie er, du unglückliches Kind,

Kind, wie oft habe ich dich nicht deiner Neugierde wegen gewarnt, aber du hast mir nicht gehorcht, bis dich die Folgen deiner Thorheiten selbst treffen. Der Gast, der den Besuch abstattete, war auch ein Chyrurgus, oder Wundarzt aus der Stadt, der besah gleich den Schaden, und wandte die schicklichsten Mittel an, Franzens Nase so gut, als nur möglich, zu heilen. Aber die starken Eindrücke, welche die Thüre verursacht hatte, blieben ein ewiges Merkmal seiner Thorheit. Dieser Vorfall wurde nun in der ganzen Stadt bekannt, allenthalben erzählte man von dem Franz Hintertbür, und von dem Unglücke, welches seine Nase erlitten hatte. — Jeder aber, der es hörte, zog die Lehre daraus, daß es besser sey, seine Nase nicht in alles zu stecken. Seeleman, der sich getroffen fühlte, weil er auch die üble Gewohnheit hatte, die Leute zu behorchen, wurde feuerroth, und versprach bey Hand und Mund, nicht wieder zu horchen, denn auch er war einmal seiner Neugierde wegen übel angekommen. Es waren nämlich zwey Bauern sehr lebhaft mit einander im Gespräche begriffen. Ludwig trat dann auch hin, und horchte, was sie sprachen. Das ärgerte die Bauern, und einer von ihnen gab ihm eine Ohrfeige. Da weinte Ludwig nicht ein klein wenig. — Das war der Wink, auf den der Lehrer anspielte; er besserte sich auch wirklich. Sonst waren viele in Verlegenheit, wenn er

irgendwo war, weil er alle Worte, die gesprochen wurden, weiter trug; allein jetzt war er allenthalben beliebt, und viele machten sich ein Vergnügen daraus, seine Wißbegierde zu befriedigen, da sie niemals in eine sträfliche Neugierde ausartete. Wenn andere etwas sprachen, das sie nicht gern dem dritten hören lassen wollten, so war er so artig, sich entweder mit etwas andern zu beschäftigen, bis er sahe, daß das Gespräch wieder allgemein war, oder er entfernte sich eine Zeit lang. Dann vergönnte man es ihm herzlich gern, sein Wörtchen auch mit darein zu geben, weny es Zeit und Gelegenheit erlaubte.

Lust und Liebe zu einem Ding, macht alle Mühe und Arbeit gering.

„Arbeit ist anfänglich verdrüßlich, zuletzt bringt sie Vergnügen.“ Dies schrieb einst ein Lehrer unter eine Ausarbeitung, die einer seiner fleißigsten Schüler geliefert hatte. Wilhelm Storsch, so hieß er, arbeitete anfänglich sehr ungerne, besonders wenn ihm die Arbeit etwas sauer wurde. Da er aber doch einsah, daß der Mensch in der Welt da sey, um sich so glücklich zu machen, als möglich, und man ohne Fleiß und Mühe nichts erlangen könne, so nahm er sich recht ernstlich vor, nichts unvollendet zu lassen, was er einmal angefangen habe. Nach und nach wurde ihm
die